Reiseromane.

Karl Mays Reiseromane, oder, wie er selbst sie nennt, Reiseerzählungen, sind eine ganz neue und in ihrer Art einzig dastehende Erscheinung auf dem Gebiete der modernen Literatur. Einmal bieten sie Selbsterlebtes und haben so den Vorzug vor vielen ihrer Geschwister, z. B. den Cooperschen Sachen, nicht auf dem Sofa der Studierstube ersonnen zu sein. Sodann vermeiden sie den andern Fehler vieler solcher Globetrotters, wie des berüchtigten „Weltreisenden“ Hildebrandt, höchst oberflächlich über Dinge zu raisonnieren, die man nicht versteht, nach Art jenes Engländers aus Plötz französischer Grammatik, der in einer kleinen Stadt Frankreichs sich eine Nacht aufhielt und von einem Kellner bedient wurde, der rote Haare hatte, stotterte und nicht sehr höflich war, und der daraufhin in sein Tagebuch schrieb: die Einwohner dieser Stadt haben rote Haare, stottern und sind sehr grob; oder aus neuster Zeit des Herrn Konsistorialrats Dalton, der auf einer Reise um die Welt einige Wochen in Japan weilt, dort auch die Arbeit unseres Allgemeinen evangelischen protestantischen Missionsvereins oberflächlich kennen lernt und, in die Heimat zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu thun hat, als in einer schleunigst auf den Markt geworfenen Broschüre der Thätigkeit der Leute, deren Gastfreundschaft er genossen, den Makel der Unfruchtbarkeit, ja Schädlichkeit anzuhängen. Im Gegensatz zu dieser Sippe versenkt May sich gradezu liebevoll in die Eigenart der Völker, unter denen er weilt, er eignet sich möglichst bald ihre Sprache an, er sucht sie zu verstehen, in Tracht und Lebensart einer der Ihren zu werden, er hat auch für ihre Rohheiten, ja Grausamkeiten noch Worte der Entschuldigung. Er betrachtet sich ihnen gegenüber nicht nach Art von Peters und Genossen als den zum Herrschen auserkornen und darum zur Brutalität und Bestialität vollauf berechtigten Europäer, sondern als einen, der als Mensch und Christ mehr von Gott empfangen hat und von dem dabei von Gottes- und Rechtswegen auch mehr […] ist. Er sinkt nicht zu der Stufe des rohen, erdgebornen Wilden herab, sondern sucht im Gegenteil das Kind *der Natur zu höherer Erkenntnis und Gesittung emporzuheben*, wobei ihm freilich auch die *Erfahrung kommt und aus der wieder* fließt, daß diese sogenannten Wilden oft doch bessere Menschen sind als die von Europas Höflichkeit nur übertünchten Kulturwesen.

Es ist von hohem Interesse, den Lebensgang dieses seltenen Mannes, wie er aus seinen Reisebildern uns entgegentritt, zu verfolgen. Armer Leute Kind wird er nach wohlangewandten Schuljahren von einem unbezwinglichen Drang in die Ferne nach Amerika getrieben. Dort wird des Jünglings eigentümliche Anlage von einem alten griesgrämigen Büchsenschmied entdeckt, dessen Wege er kreuzt und der, von rauher Neigung zu ihm erfaßt, ihn überredet, ein „Westmann“ zu werden. Eine Landvermessungskommission bietet ihm dazu die erste Gelegenheit, er kommt mit den Indianern durch deren Gebiet die Straße des „Feuerrosses“ gestreckt werden soll, in erstmalige Berührung und wird alsbald von der Tragik dieser dem Untergang geweihten Rasse erfaßt, die der Yankee gewöhnlichen Schlages nur als Kulturdünger betrachtet und deren Rechte er darum rücksichtslos zertritt. Die ersten Abenteuer werden bestanden: unser Held kämpft siegreich mit dem Grizzly, dem gefürchteten grauen Bären, gerät schwerverwundet in indianische Gefangenschaft, muß, für den Marterpfahl gespart, um sein Leben kämpfen und gewinnt endlich, nachdem er auf Tod und Leben auch mit ihm gerungen, das Herz des hochsinnigen Häuptlingssohnes Winnetou. Durch ihn wird er ein vollkommener Westmann und bildet in des Freundes Schule seine ungeheure körperliche Kraft und Gewandtheit in allen ritterlichen Künsten der indianischen Stämme aus. Er lernt, die Fährte zu lesen, die wilden Rosse der Prairie zu bändigen und mit jeder Waffe umzugehen, vor allem mit der Büchse, mit der er fast nie sein Ziel verfehlt. Zur Würde eines Häuptlings der Apatschen erhoben, gewinnt er unter den Roten auch eine äußerlich imponierende Stellung, und als jener alte Büchsenmacher ihn nun noch mit vortrefflichen Waffen ausstattet, zwei Gewehren eigener Konstruktion, einem „Bärentöter“ und einem Repetiergewehr, dem immer wieder gerühmten Henrystutzen, da ist der Mann für den wilden Westen fertig und bereit, allen seinen Gefahren kühn und ruhig ins Auge zu sehen.

Mit seinem Freunde Winnetou durchstreift er die Prairie, aller Schurken Feind und aller Schwachen und Unterdrückten Freund; seine Körperkraft, die ihn in Stand setzt, mit einem Schlage seiner Faust jeden Feind zu Boden zu schmettern, verbunden mit seinen vorzüglichen Waffen, seiner Gewandtheit und überlegenen List, die ihn auch in den schwierigsten Lagen, in wiederholter indianischer Gefangenschaft nicht verläßt, seine deutsche Ehrlichkeit und Treue und vor allem seine Menschlichkeit und sein hoher Christensinn machen ihn zu einer Berühmtheit ersten Ranges unter jenen wilden Stämmen, und bald erzählt man von Old Shatterhand (= Schmetterhand) und seinem Freunde Winnetou an allen Lagerfeuern.

Gefährdete zu retten, Verbrecher aufzuspüren und unschädlich zu machen, den unablässigen Fehden zwischen Weißen und Roten zu steuern und selber nur im äußersten Notfall Blut zu vergießen, das ist das Prinzip dieser beiden, das ihnen die unbewußte Hochachtung selbst der grimmigsten Feinde, wenigstens unter den Roten, verschafft. Die Prairie mit ihren Schrecken, aber auch mit ihrer großartigen Wildheit und Erhabenheit hat es diesem Kühnen angethan, und zu ihr kehrt er immer wieder zurück.

Aber sie genügt ihm nicht allein; es treibt ihn in immer weitere Fernen hinaus. Er durchstreift als Jäger und Pfadfinder auch Südamerika, findet Abenteuer in reicher Menge am Rio de la Plata und in den Cordilleren, durchquert Afrika, ist zu Haus in der Sahara wie am Nil, pilgert mit den Scharen der Gläubigen nach Mekka, steckt bald im wilden Kurdistan, bald in den Schluchten des Balkan, im Land der Skipetaren, bald an den Küsten des indischen und stillen Ozeans, bald wieder im heimatlichen Dresden.

So sind es Reisebilder in reicher Menge, die an dem Auge des Lesers vorüberziehen, eines wie das andere so interessant und spannend, daß man das Buch nur schwer unausgelesen aus der Hand legt. Der Mann des wilden Westens, der Prairieläufer und Pfadfinder entpuppt sich auch als meisterhafter Darsteller und Erzähler. Seine Schilderungen sind so vorzüglich, daß man die Situation geradezu mit Händen *greifen kann. Ebenso fein und* treffend ist die Charakteristik der auftretenden Personen. Die anziehendste Gestalt neben ihm selbst ist unstreitig Winnetou, der ritterliche, edle, seinem Bruder „Scharlieh“ in unwandelbarer Freundschaft zugethane Häuptling der Apatschen. Man fühlt es May an, wie ihm jedesmal das Herz aufgeht, wenn auf diesen besten und treusten seiner Freunde die Rede kommt. Er ist zugleich die wahrhaft tragische Gestalt in diesen Erzählungen. Mit vollkommener Klarheit sieht er den Untergang seines Volkes voraus und kann ihn doch nicht wenden, er sträubt sich eben darum Zeit seines Lebens gegen das Christentum, weil seine Bekenner oft so schlechte Christen sind, um endlich, von einer mörderischen Kugel ins tapfere und treue Herz getroffen, in erschütternder Tragik sein Leben zu enden mit dem leisen Abschiedswort: Scharlieh, ich bin ein Christ! An diesen hochherzigen Indianer reicht nur noch einer heran: Sir Emery Bothwell, der englische Gentleman, den gleichfalls der Drang nach Abenteuern in die Ferne getrieben und den gleiche Gesinnung mit seinem deutschen und seinem indianischen Freunde zusammenführt.

Neben ihnen ziehen andere, bald ernst, bald humoristisch gezeichnete Typen des wilden Westens an uns vorüber: der alte, ehrliche Sam Hawkens mit seiner rostigen Donnerbüchse, Sansear, der Ohrenlose, der auf seinem ebenso klugen wie mageren Klepper, dem letzten Rest glücklicherer Tage, durch die Steppe reitet und den Indianern unversöhnliche Feindschaft geschworen hat, Dick Hammerdull mit seinem dünnen Freunde, Old Wabble, der neunzigjährige gewissen- und herzlose „König der Cowboys“, jener halbwilden Centauren der amerikanischen Prairie, Bloody Fox, der Verderber der entsetzlichen Wüstenräuber des Llano estaccado, Old Firehand und Old Surehand, die unübertrefflichen Jäger, und wie sie alle heißen. Ihnen gegenüber stehen die ausgeprägten Bösewichter, unter ihnen vor allem Sander, der Mörder Winnetous, und „Satan und Ischariot“ ein edles Brüderpaar von solcher Bosheit und Gemeinheit, daß jene biblische Bezeichnung vollauf bei ihnen zutrifft.

Mit derselben Kunst weiß uns der Verfasser in das Land der „Orangen und Datteln“ zu versetzen und die äußerlich so würdevoll dreinschauenden und innerlich oft so verkommenen Söhne der afrikanischen Wüste wie der kurdischen Berge zu zeichnen. Namentlich die letzteren, die Kurden, Nestorianer, und ihnen gegenüber die mit liebender Hand gezeichneten Dschesidi oder Feueranbeter boten in der Zeit der Armeniergreuel ein lebhaftes Interesse. Ebenso tritt, wie in den drei Bänden „Der Mahdi“ die innere Haltlosigkeit und religiöse Leere des Islam, so in der Serie „Von Bagdad nach Stambul“, „In den Schluchten des Balkan“, „Durch das Land der Skipetaren“ und „Der Schut“ der Verfall der Türkenherrschaft in ein helles Licht. Der kleine Halef, der seinen Herrn Kara Ben Nemsi – des Verfassers orientalischer nom de guerre – zum Muhammedaner machen will und durch ihn zum Christen wird, der entsetzliche Prahlhans Selim, der auf altbabylonische Ausgrabungen versessene, spleenige, sonst aber kreuzbrave Lord David Lindsay und der auch sonst bekannte „Herr der tunesischen Heerscharen“, Krüger Bey, ein arabisierter Deutscher, sind aus diesen Bänden einige Stichproben fein nüanzierter Charakteristik.

Fragen wir uns nun zum Schluß noch einmal, was denn diese „Reiseerzählungen“ so anziehend und in jedem Sinne wertvoll macht. Das ist einmal die Fülle der oft ans Unglaubliche grenzenden Erlebnisse, die Bereicherung geographischer und ethnographischer Kenntnis. Sodann die Art des Erzählers, das Kolorit und Milieu, plastisch, geistreich, humorvoll. Endlich – und das ist hier für uns das Wichtigste und giebt uns die

innere Berechtigung, diese Romane hier, in einem kirchlichen Gemeindeblatt, des näheren zu besprechen: der sittlich religiöse Hauch, der über dem Ganzen schwebt. May hat nichts für gewisse Kreise Pikantes, nichts sittlich Anstößiges zu erzählen, sein Schild als Mensch und Schriftsteller ist auch in dieser Beziehung rein. Dafür zieht sich ein tiefreligiöses Empfinden durch alle Erzählungen hindurch das manche, namentlich einige kleinere Episoden, zu wahren Perlen *macht, ein Glaube an Gottes sittliche Weltordn*ung, der oft thatsächlich eine erschütternde Bestätigung findet, [der] Feindesliebe, die selbst dem grimmigsten Feind feurige Kohlen aufs Haupt sammelt, ein Edelmut und eine Selbstlosigkeit, die sich freut, andern wohlzuthun und selber arm bleibt, während oft Millionen zu ihrer Verfügung stehen. May ist überzeugter katholischer Christ, aber sein Christentum hat draußen in der weiten, wilden Welt die dogmatischen Härten verloren und erhebt sich zu einer oft johanneisch anmutenden Höhe und Duldsamkeit. Ihm kommt es immer zuerst auf das Christliche, das wahrhaft Religiöse an, und dann erst auf die konfessionelle Ausprägung, gegen die sich freilich vom evangelischen Standpunkt manchmal Einwendungen machen lassen – ein auch in dieser Beziehung seltener Charakter in der Kirche Roms. So ist er ungesucht ein Träger christlichen Glaubens und christlicher Gesittung geworden unter denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und auch wir, die wir das Lichtes Kinder sind, ohne es oft zu kennen und zu schätzen, können uns über den Wert unseres Glaubens und die Unverbrüchlichkeit der göttlichen Weltgesetze manche heilsame Lehre von ihm holen. Sein Auftreten unter den Naturvölkern erinnert in mancher Beziehung an Livingstone, den vielgeliebten Vater der Afrikaner, an den edelmütigen Claus von der Decken, der als Opfer seines Forschereifers unter den Speeren mordgieriger Massais fiel. Seine Schriften verdienen vor den berühmteren Gerstäckers das Prädikat „erneuerte und verbesserte Auflage“ und sein Wesen darf angesichts der Bescheidenheit, mit welcher er auch von seinen größten Erfolgen redet, wohl auch durch die Unterschrift gekennzeichnet werden, die einst ein Größerer seinem Lebensbilde gab: „Von Gottes Gnade bis ich, was ich bin“.

Schließen möchte ich diese Ausführungen mit dem schönen Wort am Ende der mir augenblicklich vorliegenden drei Bände „Satan und Ischariot“: „Heimat für Verlassene! Welch ein schönes und beruhigendes Wort! Lieber Leser, auch ich werde und du wirst einst zu den Verlassenen gehören, wenn alles, was wir unser nennen, vor unserm sterbenden Auge verschwindet; dann öffnet sich uns jene Heimat, von welcher der Erlöser sagt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, sie für euch zu bereiten!“

Leybus. E. Bollow.

Aus: Der Protestant, Berlin. 01.01.1898.

Vorlage teilweise schwer lesbar, einige Zeilen wurden handschriftlich ergänzt (hier: *kursiv*)

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, September 2018